

Ein Traum

Es ist dunkel. Es ist Nacht. Der Regen schwebt in der Luft und liegt auf der Straße, auf der sich die Lichter spiegeln. Autoscheinwerfer, Straßenbeleuchtung und das gebrochene Licht der Stadt ergeben ein doppeltes Bild. Dort werden die Punkte zu Linien – doch ohne Ziel. Wie ich. Allmählich wird mir plötzlich klar, dass ich es bin, der das Auto fährt. Kurven entstehen aus den Linien, wenn ich das Lenkrad, an dem ich mich festhalte, drehe. Irgendetwas stimmt hier nicht. Die Physik funktioniert nicht mehr – das Auto rutscht kurz auf den Gehsteig – ich funktioniere nicht mehr. Ich bin betrunken.

Es ist eine Unverantwortlichkeit betrunken Auto zu fahren. Kategorisch steige ich unmittelbar aus, um mich dieses Vergehens nicht schuldig zu machen. Befreit durch diesen starken Entschluss und erfrischt von der kühlen Luft, habe ich die Kraft: Ich fange an das Auto zu schieben. Der Blick ist klarer als zuvor durch die Scheibenwischer. Das erste Anschieben muss schwer sein, denke ich, und falle fast hin, als es total leicht ist. Enttäuschung darüber, dass meiner vernünftigen Entscheidung, nicht betrunken Auto zu fahren, kein heroischer Kampf, sondern eine triviale Leichtigkeit folgt. Immerhin werde ich nass. Ich ärgere mich ein wenig, überhaupt mit dem Auto unterwegs zu sein, das ich nun schieben muss.

Glücklicherweise entdecke ich nun, dass ich eigentlich mein Fahrrad schiebe. Deswegen geht es auch so leicht. Die Freude über meine geniale Entdeckung – denn meistens sind die einfachsten Entdeckungen doch auch die grundlegendsten – ist leider nur von kurzer Dauer. Ein Passant, der sich in das Aquarell meiner verschwommenen Sicht hineingemalt hat, war mir bis dahin nicht aufgefallen. Jedenfalls ruft er mit ironisch-pathetischer Miene herüber: ‚Wer sein Fahrrad liebt, der schiebt.‘ Erbost über seine Herablassung, die die Komplexität meiner Erkenntnisschritte der letzten halben Stunde völlig verkennt, steige ich trotzig auf und fahre los.